

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 50 (1976)

Artikel: Sehr geehrter Herr Faes!
Autor: Baumann, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Annemarie Baumann

Sehr geehrter Herr Faes!

Unser Herr Pfarrer Luterbacher hat mir das Blatt der literarischen resp. Lesegesellschaft in die Hand gedrückt und die Bemerkung: "vielleicht können Sie auch etwas schreiben", dazu gemacht. Meine Erinnerungen gehn zurück in meine Kinder- und Jugendzeit, als ich mit dem Mittagessen für Onkel und Tante nach Aarau gehen musste, natürlich zu Fuss wie die andern Kinder, die meistens auch aus Unterentfelden kamen.

Im Jahre 1905 begann für mich als Siebenjährige an jedem Wochentag um elf Uhr (bis ein Uhr) der Weg vom Schulhaus Oberentfelden nach Aarau und zurück. Zum Mittagessen blieb keine Zeit; ein Stück Brot musste genügen.

Ein "Kacheli" musste ich im Rathausgarten, oder -saal abgeben, und das andere im Aufenthaltsraum der Bahnangestellten im damaligen Güterschuppen. Ein Onkel war Bahnangestellter.

Wie furchtbar mühsam war es im Winter, denn meistens hatte es viel Schnee. Das schlimmste war, dass man nur Schuhe hatte mit dicken Holzböden. Alle paar Schritte musste man den Schnee abschlagen, und musste doch pünktlich dort sein mit dem Essen. Von einem warmen Mantel wusste man bei uns noch nichts. Ein grosses Dreizopfhaltuch, um Kopf und Leib gebunden, und warme Unterkleider waren unser Schutz. Einmal, als ich mit halb erfrorenen Händen in den Aufenthaltsraum des Güterschuppens kam, sah ein Bähnler, dass ich halb erfroren war und kam mit hinein. Dann zog er die lange Bank vom Tisch weg und mit dem einen Ende ganz nahe zum glühenden Eisenofen, und hiess mich auf sein Ende sitzen und die Hände ein wenig weg vom Ofen halten. Aber o weh, die Bank kippte, und meine Hände klebten an diesem glühenden Eisenofen. Der Bähnler musste im Schuppen meinen Schrei gehört haben und eilte mir zu Hilfe. Er führte mich zum Brunnen, der kaum 2 Meter entfernt war, und hiess

mich die Hände unter das laufende kalte Wasser halten, was ich tat, bis ich den Onkel kommen hörte. Schnell setzte ich mich auf die Bank, die wieder am Tisch stand, und verbarg meine Hände unter der Schürze. Jedenfalls muss er gemerkt haben, dass etwas nicht stimmte, und verlangte Auskunft, warum ich so bleich sei.

Als er meine Hände sah, fluchte er, holte im Güterschuppen, oder in einem andern Raum Oelpapier und eine Flasche voll Oel. Schnell waren meine beiden Hände an den Handgelenken zusammengebunden mit den mit Oel gefüllten Säcken aus dem Oelpapier. Nach dem Essen kam er mit zum Tram, hob mich samt dem "Huttli" am Rücken ins Tram, bezahlte dem Kondukteur meine Fahrt und ersuchte ihn, mich in Unterentfelden aus dem Tram zu heben, was er auch sehr nett tat.

Ich glaube, vor lauter Glück, einmal im Tram fahren zu dürfen, vergass ich die Schmerzen.

Ueber seinen Kollegen hat er geflucht, dass er mich unter den Wasserhahn geführt hat, aber ich weiss ganz sicher, dass ich ohne das fürs ganze Leben vernarbte Hände davongetragen hätte. Diese Tramfahrt war die einzige während all den Jahren meiner Schulzeit und noch Jahre darüber hinaus.

Etwas haben wir Kinder während diesen Jahren hie und da geniessen dürfen, was uns allen unvergesslich geblieben ist. An der Obern Vorstadt war ein kleines Lädeli, und dort konnte man Chläbizucker kaufen. Für fünf Rappen bekam man ein kleberiges Stück, etwa so gross wie eine kleinere Kinderhand. Wir waren etwa zwölf Kinder aus Ober- und Unterentfelden, die sich oft stritten, denn jede Partei wollte aus dem schöneren Dorf kommen, aber wenn eines Chläbizucker kaufen konnte, war der schönste Frieden unter uns, und jedes versprach etwas, wenn es auch an der herrlichen Süssigkeit lecken durfte, und so ging sie immer wieder von Mund zu Mund, bis nichts mehr da war als leeres Packpapier, in das man diese herrliche Süssigkeit eingepackt bekam. Ich kenne zwei über 80-jährige pensionierte Lehrerinnen, die, wie ich, noch heute Sehnsucht nach

jenem Chlábizucker haben.

Im Jahre 1916 absolvierte ich bei Herrn Dr. Schenker in Aarau einen Krankenpflegekurs. Als 1918 die grausame Grippe ausbrach, die namentlich beim Militär so viele Opfer forderte, half ich im Zelglischulhaus ein Notspital einrichten. Vier Wochen pflegte ich dort, und nachher in Privathäusern. Ausser den Krankenschwestern war es sehr schwer, Pflegepersonal, oder auch nur Haushalthilfen, zu bekommen, denn die Angst vor dieser Epidemie war gross. So sehr viele junge Soldaten starben an dieser damals noch unbekannten Krankheit. Es war zuerst auch schwer genug, Pflegepersonal zu bekommen, die Angst davor war zu gross. Oft kam man drei Tage und zwei Nächte nicht aus den Kleidern. So bin ich im Haus eines reichen Ehepaares eingeschlafen, im Lehnstuhl, ein Stück vom Krankenbett der Frau entfernt. Das Rufen hatte nichts geholfen, und so warf sie mir ein Buch in den Schoss. Ich entschuldigte mich, aber die Frau hatte volles Verständnis und entschuldigte sich ihrerseits für die etwas brutale Weckmethode.

In der Küche waren die feinsten Esswaren für mich bereitgestellt, und die Frau bat mich, für mich heissen Kaffee zu kochen und tüchtig zu essen dazu. Ja, das wäre schön gewesen, aber ich war zu müde dazu, auch am Morgen zu Hause hatte ich nur den einen Wunsch, zu schlafen, nichts sonst, nur schlafen.

Im Jahre 1924 arbeitete ich als Kaffeeeköchin in der Konditorei Brändli an der Bahnhofstrasse. Ich war gerne dort, nicht wegen der Patisserie, die uns zum "Zobig" zur Verfügung stand; denn wenn ein Meister alle paar Wochen ohne Voranmeldung strenge Kontrolle führt und einem jedesmal ein Kompliment über die geleistete Arbeit und das tadellos saubere Geschirr macht, tut man gerne alles mit Freude. Nach einem Jahr musste ich mit schwerem Herzen die Stelle verlassen und wegen einer Kaverne in der Lungenspitze zur Kur nach Arosa. Sehr ungern habe ich mich dort verabschiedet, denn jeden Abend bekam ich ein Paket von der übriggebliebenen Patisserie mit nach Hause, denn dort wurde jeden Tag nur ganz frische Ware verkauft, nie etwas vom Vortag.

Einige Wochen vor meinem Austritt hatten wir aber eine sehr strenge Zeit, denn das eidgenössische Schützenfest verlangte von und fast Tag und Nacht Arbeit.

Oft konnte ich um 12 Uhr nachts Feierabend machen, und um fünf Uhr morgens musste ich wieder antreten während den drei Festwochen.

Eine Fahrt vom Distelberg hinunter hätte mich das Leben kosten können. Ein Auto stand mitten auf der Strasse still, als ich im raschem Tempo abwärts fuhr. Plötzlich kam ein Stier - und zwar ein sehr gereizter - ums Auto herum und auf mich zu. Ein Sprung vom Velo, das ich fallen liess, drei Schritte durch eine Oeffnung im Tannli hag, und der Stier wild schnaubend hinter mir her. Ich hatte gerade noch Zeit, gebückt einen Schritt seitwärts, und schon schlüpfte auch das rasende Tier durch die Oeffnung. Wegen seines wütenden Sprungs durch die Oeffnung konnte es nicht stillstehen, es konnte nur noch weiter, den ziemlich steilen Hang hinunter bis auf die Goldernstrasse, wo es von den Metzgergesellen aufgehalten und abgeführt werden konnte. Das wilde, aber doch arme Tier hatte sich vor dem Schlachthaus losreissen und flüchten können. Jener Arbeitstag war für mich der schlimmste, denn der Schreck war so gross gewesen, dass der Meister mich am Abend heimfahren und am Morgen wieder holen musste, so zitterig war ich.

Nun, sehr geehrter Herr Faes, sehr geehrte Herren!

Ob ich zuviel geschrieben oder ob meine Plaudereien von früheren Erlebnissen passen, weiss ich nicht. Falls Sie es nicht brauchen können, möchte ich Sie höflich bitten, die Blätter an mich zurückzusenden. Ich habe nicht im Sinn, ein drittes Büchlein zu schreiben, aber ich möchte sie als Erinnerungen zurücklegen, und anderes noch dazu, was ich nicht in Vergessenheit geraten lassen möchte.

Hochachtungsvoll grüsst Sie

A. Baumann

5036 Oberentfelden